

AL CAPONE



Al Capone

Band 33

Das Geheimnis der Opiumhöhle

Inhalt

1. Kapitel - Unerwarteter Aufenthalt	7
2. Kapitel - Ein gemeiner Überfall	17
3. Kapitel - Der sonderbare Chinese	24
4. Kapitel - Die Opiumhöhle	35

1. Kapitel

Unerwarteter Aufenthalt

Am Ende des letzten Heftes haben wir erzählt, wie Al Capone und Weller mit Klines Hilfe nach der Beerdigung O'Banions im Auto vom Friedhof entkamen. Sobald dies bemerkt wurde, machten sich Moran, Drucci und zwei weitere Revolverhelden, ebenfalls im Auto, auf die Verfolgung.

Es dauerte auch nicht lange, und sie entdeckten auf der Chaussee einen Wagen, der ebenfalls mit großer Geschwindigkeit fuhr.

Die Gangster gaben noch mehr Gas, um die Fliehenden unter allen Umständen einzuholen.

Unter ihren Sitzen hatten sie Maschinenpistolen und abgesägte Gewehre hervorgeholt, die sie nun in Anschlag brachten, entschlossen, den Flüchtigen eine Salve nachzuschicken.

Bald merkten sie, dass sie den voranfahrenden Wagen einholten; ihr Wagen war leichter und infolgedessen schneller.

Der Mann am Steuer trat noch einmal auf den Gashebel, um den Abstand zum fliehenden Wagen zu verringern.

»Wir sind zu dritt«, meinte Moran, »und sie sind nur zu zweit, die die Hände zum Schießen frei haben!«

»Ja, aber sieh mal, George!«, unterbrach ihn in diesem Augenblick Drucci. »Sieh doch mal, was für einen Wagen

sie haben! Das ist der gepanzerte Wagen von Al Capone. Unsere Kugeln werden auf die Karosserie aufschlagen, ohne ihr zu schaden.«

»Das ist ja nicht möglich!«, versetzte der andere ungläubig. »Natürlich, ich gebe zu, der Wagen hat dieselbe Farbe wie Al Capones gepanzerter Wagen. Aber es kann nicht derselbe sein, denn Scarface hat ihn vor der Tür von Sbarbarò stehen lassen.

Er hat mir doch selbst gesagt, er habe seinen Chauffeur nicht mitgebracht und könne deswegen seinen Wagen nicht hinter dem Trauerzug herfahren lassen, wie es die anderen gemacht haben, die sich nach der Feier in ihre Wagen gesetzt haben.

Er hat mich sogar darum gebeten, ihn, Torrio und Weller in unserem Wagen mit zurückzunehmen. Das hätte ich selbstverständlich gern getan, denn wenn diese Kerle erst einmal in unserem Wagen gesessen hätten, wäre es nicht schwer gewesen, sie um die Ecke zu bringen. Das wäre ungefähr dasselbe, als ob die Schwalbe dem Habicht in die Fänge fliegt!«

»Capone hat erkannt, was für ein Riesenidiot du bist, George Bugs Moran, und du hast es nicht bemerkt!«

»Was, du meinst, Capone hat mich reingelegt?!«

»Und nicht zu knapp. Damit hat er dich auf eine falsche Spur gelenkt. Hast du nicht gesehen, wie Kline auf uns geschossen hat? Der wird wohl den Wagen von Sbarbarò hierhergefahren haben, ohne dass jemand etwas gemerkt hat. Und deinem Torwächter, der ihn wohl nicht reinlas-

sen wollte, hat er entweder eine blaue Bohne oder ein paar Dollar angeboten!«

»Und was wollen wir nun machen? Zurückfahren?«, fragte Woran besorgt.

»Das wäre das Beste, aber hier an dieser Stelle der Chaussee können wir leider keine Wendung machen, sie ist zu schmal. Wir müssen warten, bis wir an eine Wegegabelung kommen. Jetzt bleibt uns nichts anderes übrig, als weiterzufahren und der Dinge zu harren, die da kommen werden!«

In diesem Augenblick gaben Kline und Ed Weller, die ihre Maschinenpistolen in Anschlag gebracht hatten, gleichzeitig Feuer auf das Auto der Verfolger.

»Sie werden uns durchlöchern!«, rief Moran aufgeregt. Er war auf einmal blass geworden.

»Wir werden ihnen dieselbe Antwort geben«, stieß Drucci wütend hervor. »Wenn unsere Kugeln an die Panzerung der Karosserie oder die kugelsicheren Scheiben schlagen, prallen sie ab, ohne Schaden anzurichten.«

Und das stimmte, denn die Schüsse, die Moran, Drucci und der andere Revolverheld abgaben, verursachten weder dem Wagen von Al Capone noch seinen Insassen auch nur den geringsten Schaden. Kline und Weller hingegen gaben, die rechte Hand vorsichtig aus dem Wagen herausstreckend, wieder ein paar Schüsse ab, die verheerend wirkten.

Wenn die Kugeln auch nicht das Fell der Verfolger durchlöcherten, so hatten sie doch zumindest den Kühler

und die Motorhaube durchschlagen, sich in den Motor eing bohrt und diesen außer Betrieb gesetzt.

Und als ob das noch nicht genug wäre, hatte eine gezielt abgeschossene Kugel von Weller außerdem noch den Pneu des einen Vorderrads platzen lassen. Der Motor hörte plötzlich auf zu arbeiten, das Auto rollte noch ein paar Meter weit und blieb dann schwerfällig stehen.

Im kugelsicheren Wagen Capones erscholl ein dröhnendes Gelächter.

»Sie machen sich über uns lustig!«, brüllte George Bugs Moran erregt. »Weg mit ihnen!«, rief er und ließ gleichzeitig wieder seine Maschinenpistole sprechen.

Drucci dagegen machte sich nicht die Mühe zu schießen – wozu denn Munition verschwenden?

»Lass das mal sein, Moran«, empfahl er seinem Komplizen. »Siehst du nicht, dass deine Wut und Aufregung bloß dazu dienen, dass Kline und Weller sich vor Lachen biegen? Komm lieber heraus. Wir wollen mal sehen, ob wir den Motor wieder in Ordnung bringen können. Ich glaube es allerdings nicht!«

Alle sprangen aus dem Wagen, klappten die Motorhaube hoch und sahen sich den Schaden an.

Drucci hatte recht gehabt: Der Motor war nicht mehr zu gebrauchen.

Der Schaden, den die Kugel verursacht hatte, war enorm. Es war wahrscheinlich, dass der Motor überhaupt nicht mehr repariert werden konnte.

»Und was nun?«, fragte ärgerlich einer der Bootleger.

»Jetzt können wir zu Fuß nach Hause laufen. Das sind immerhin gut fünf bis sechs Kilometer.«

»Ich habe auch keine besondere Lust zu laufen!«, meinte Moran.

»Ich verstehe schon, was du meinst. Du meinst, wir müssen uns einen Ersatz für diesen Wagen besorgen?!«

»Vielleicht kommt noch eine Autodroschke vorbei!«, warf einer der mitgenommenen Revolverschützen ein.

»Da es sich um uns handelt, muss es nicht gerade eine Autodroschke sein!«, erwiderte nun Drucci und lachte laut auf. »Ich kann das erstbeste Automobil, das ich finde, in eine Mietdroschke verwandeln, ohne nachher Fahrgeld zu bezahlen!«

Bei diesen Worten blickte Drucci die Chaussee aufmerksam nach beiden Richtungen hinauf und hinunter. Er sah, dass in diesem Augenblick ein glänzend lackierter, ganz neuer Packard auf sie zukam.

Am Steuer saß ein junger Herr, neben ihm auf dem Beifahrersitz befand sich eine auffallend schöne junge Dame.

Der Packard fuhr mit ziemlicher Geschwindigkeit dahin, doch der Fahrer reduzierte die Geschwindigkeit seines Wagens, als er bemerkte, dass Drucci ihm lebhaftes Zeichen machte, anzuhalten. In Druccis eleganter Kleidung konnte er natürlich keinen Gangster vermuten.

Da gleich neben dem Mann ein Wagen stand, vermutete der Automobilist zu Recht, dass es sich um eine Panne handelte und der Mann ihn wahrscheinlich um ein Werk-

zeug bitten würde, das er in seinem eigenen Wagen vielleicht nicht hatte. Es handelte sich um ein jung verheiratetes Ehepaar. Der Fahrer sagte zu seiner jungen Gattin: »Wir müssen einen Moment halten, mein Liebling. Vielleicht können wir den Leuten behilflich sein, die da winken.«

»Ja, natürlich. Wahrscheinlich haben sie eine Panne!«, meinte die schöne Frau, die sich nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch ein gutes Herz auszeichnete.

Der Automobilist brachte seinen Wagen dicht neben dem verunglückten Wagen zum Halten.

Als er jedoch die von Kugeln durchlöchernte Motorhaube sah, zog ein Schatten über das Gesicht des jungen Mannes.

Was bedeutete das? Was für Leute waren das, die um seine Hilfe baten?

Ein seltsames Vorgefühl, das von ihm Besitz ergriff, brachte ihn in Versuchung, wieder auf den Gashebel zu treten und schnell davonzufahren. Aber das konnte er nicht mehr tun, es sei denn, er hätte einen Mann überfahren, der sich vor das Auto gestellt hatte. Auf einmal hatten sich die anderen Leute rings um das Auto aufgebaut.

»Womit kann ich Ihnen dienen?«, fragte er mit unsicherer Stimme, während er gleichzeitig beobachtete, wie Leichenblässe das Gesicht seiner Frau überzog. Es war, als hätte eine ungewisse Furcht vor dem Kommenden sie mit ihrem eisigen Atem angehaucht.

Moran übernahm es, die Antwort zu geben.

»Wir sind auf feige und gemeine Weise von ein paar Gangstern überfallen worden«, setzte der Bootlegger auseinander. Er hatte bemerkt, dass der Fahrer des Packards die Kugellöcher gesehen hatte, die man nicht verbergen konnte. Er fügte hinzu: »Sie haben uns den Motor entzwei geschossen. Deswegen erlaube ich mir, Sie im Namen meiner Begleiter und in meinem eigenen Namen um einen kleinen Gefallen zu bitten, auch wenn mir bewusst ist, dass Ihnen das vielleicht lästig fallen wird. Dürfen wir in Ihren Wagen steigen und Sie bitten, uns in die Stadt zu bringen? Wir werden dann schon irgendwo ein Auto finden.

Ich heiße Henry Kersington und bin Rechtsanwalt. Hier, das sind meine Freunde, die Herren Duffy, Bernis und Graham.« Er nannte irgendwelche Namen, die ihm gerade ins Gedächtnis kamen.

»Mein Name ist Percy Kleynes«, stellte sich der Angeredete nun in höflicher Weise vor. »Sie sind Rechtsanwalt? Dann wird Ihnen wohl der Familienname meiner Frau bekannt sein. Sie heißt Dorothy MacSwigging und ist die Schwester des Staatsanwalts des gleichen Namens.«

Die drei Gangster verbeugten sich; Moran und Drucci warfen sich einen Blick des gegenseitigen Verständnisses zu.

»Haben Sie schon den Motor Ihres Wagens nachgesehen?«, fragte der Fahrer des Packards.

»Ja, das habe ich schon gemacht. Ich kenne mich damit gut aus und habe festgestellt, dass mit dem Motor nichts

mehr anzufangen ist.«

»Na, wenn das so ist«, sagte Kleynes, »dann kann ich Sie in der Tat nicht hier auf der Chaussee stehen lassen. Mein Wagen hat sechs Plätze, Sie sind vier, also können Sie sich ja hinten hineinsetzen. Ich fahre Sie bis zum Loop. Sagen Sie mir nur, wo Sie aussteigen wollen, dann setze ich Sie sofort ab. Es wird mich freuen, Ihnen behilflich zu sein.

Ich kann Sie allerdings nicht zu einer bestimmten Stelle fahren, denn wir haben nur noch wenige Minuten Zeit.« Wir haben heute Morgen geheiratet, haben gerade noch ein paar Verwandte besucht und wollen jetzt auf unsere Hochzeitsreise gehen. Der Zug nach Florida muss bald abfahren.«

Er sagte all dies in dem Ton gut erzogener Leute, und wirklich, Percy Kleynes, der Gatte der blonden Dorothy MacSwiggling, war ein Gentleman im wahrsten Sinne des Wortes.

»Willst du sie wirklich mitnehmen?«, fragte ihn leise seine junge Gattin etwas vorwurfsvoll.

»Ja, mein Liebling«, antwortete ihr Percy ebenfalls leise. »Es ist doch weiter nichts dabei! Ich tue den Leuten doch nur einen kleinen Gefallen. Und an einem solchen Tag wie heute, den wir als den schönsten in unserem Leben betrachten müssen, kann ich niemandem etwas abschlagen!«

»Ja, du hast recht!«, meinte sie und versuchte, ihre dunklen Gedanken zu vertreiben. »Es wäre vielleicht ein

schlechtes Omen, wenn wir an unserem Hochzeitstag jemandem einen Gefallen abschließen.«

»Meine Herrschaften, gestatten Sie uns«, sagte Moran, der gern den gut erzogenen, vornehmen Herrn spielte, »Ihnen alles Gute und viel Glück zu wünschen und Ihnen im Voraus bestens zu danken für den Gefallen, den Sie uns erweisen wollen.«

Bei diesen Worten stiegen die vier Männer in das Innere des Wagens. Zwei von ihnen setzten sich in den Fond und die anderen beiden klappten die Rücksitze herunter.

Das Auto setzte sich wieder in Bewegung und erreichte bald eine beträchtliche Geschwindigkeit. Die bedeutende Entfernung, die sie noch von der Riesenstadt, dieser ungeheuren Ansammlung von gigantischen Hochbauten, trennte, würde sie bald durchmessen haben.

Percy, der neben seiner blonden und schönen Dorothy saß, lenkte den Wagen geschickt. Er war voller Freude, denn es war ihm heute Morgen in einer kleinen Kirche im Loop endlich gelungen, das zu erlangen, was er so lange ersehnt hatte: Er war der rechtmäßig angetraute Gemahl dieses entzückenden Mädchens geworden, das ein liebendes Herz in der Brust trug, das nun nur für ihn schlug und ihm allein gehören sollte.

Unterdessen sprach Moran ein paar Worte mit leiser Stimme zu Drucci. Unter anderem flüsterte er diesem ins Ohr: »Du, hör mal, ich habe eben eine fabelhafte Idee gehabt, mit der wir Capone auf den elektrischen Stuhl bringen können. Die Kleine hier ist doch die Schwester von

dem Staatsanwalt MacSwigging und der führt den Prozess wegen der Ermordung von O'Banion. Nun pass mal auf! Wir entführen jetzt Dorothy MacSwigging und stellen den Staatsanwalt vor die Wahl: Entweder lässt er Capone hinrichten, oder wir ermorden seine Schwester an dem Ort, wohin wir sie jetzt bringen werden. Wir entführen sie natürlich zusammen mit ihrem Mann. Da, wo wir sie hinschaffen, findet er sie in seinem ganzen Leben nicht.«

»Was aber, wenn es nicht Capone gewesen ist? Die Ermordung kann schließlich auch von den Gennas begangen worden sein«, versetzte Drucci so leise, dass Moran Mühe hatte, die Worte zu verstehen.

»Das ist doch ganz gleich! Mit den Herren Genna werden wir uns auch noch beschäftigen. Jetzt, da Dion tot ist, können wir die Herren des Alkohols Schmuggels in Chicago werden, wenn wir es nur verstehen, mit diesem oder jenem Mittel den gefährlichsten unserer Konkurrenten aus dem Weg zu schaffen. Al Capone.

Wenn Scarface wie ein Schwerverbrecher hingerichtet würde, dann würdest du sehen, welche entsetzlich demoralisierende Wirkung das auf seine Leute hätte. Die ganze Bande würde sich auflösen!«

»Aber was, wenn Capone in diesem Kampf mit dem Staatsanwalt siegt?«

»Das kommt doch letzten Endes auf dasselbe hinaus!«, meinte Moran und zuckte mit den Achseln. Und er fügte hinzu: »MacSwigging ist von einer unbestechlichen Mo-

ral. Er ist einer jener puritanischen Beamten, die das Gold vollkommen kalt lässt. Solche Leute sind immer ein Hindernis für unser Geschäft. Capone oder der Staatsanwalt – es ist mir egal, wer von beiden dran glauben muss, ich habe in jedem Fall den Vorteil.«

Die beiden Männer sprachen noch eine Weile weiter. Das Resultat ihrer Unterhaltung, die sie in leiser Sprache führten, wird der Leser bald kennenlernen.

2. Kapitel

Ein gemeiner Überfall

Drucci hatte die Scheibe der Tür, neben der er saß, heruntergekurbelt.

Plötzlich steckte er den Kopf zum Fenster hinaus.

Dann sagte er mit ärgerlichem Ton: »Ach, eben hat mir ein Windstoß den Hut vom Kopf gerissen!«

Er wandte sich an den Fahrer des Wagens, der so liebenswürdig gewesen war, sie nach Chicago hineinzubringen, und sagte zu ihm: »Könnten Sie bitte einen Augenblick halten? Der Wind hat mir eben meinen schönen neuen Hut vom Kopf gerissen, ich möchte ihn gern wiederhaben!«

»Aber selbstverständlich!«, antwortete der Angeredete.

Er trat sofort auf die Bremse und brachte den Wagen zum Stehen.

Scheemer Drucci sprang sofort hinaus.

Doch statt sich nach hinten zu begeben, wo der Hut liegen sollte, drehte er sich rasch um. Auf den sorglosen Mister Perey zutretend, sagte er zu ihm in drohendem Ton und hielt ihn gleichzeitig mit einer Pistole in Schach: »Hände hoch!«

»Was soll das heißen? Warum überfallen Sie meinen Mann, der Ihnen nichts getan hat?«, rief die schöne Dorothy, die inzwischen totenblass geworden war, aus.

»Hände hoch, habe ich gesagt! Schnell, sonst knallt's!«, drohte Scheemer Drucci noch einmal.

Währenddessen holte ein anderer Gangster ein Paar Handschellen aus der Tasche und war bereit, sie dem armen Perey um die Handgelenke zu legen.

Moran hielt nun die sich wehrende Dorothy zurück. Sie hatte keine Furcht vor den drohenden Mündungen der rings im Kreis auf sie gerichteten Schusswaffen und war entschlossen, ihren geliebten Mann zu verteidigen, notfalls mit dem eigenen Leben.

Doch George Bugs Moran, einer der kräftigsten Menschen, die je in Chicago herumgelaufen sind, packte sie mit seinen behaarten Händen an den Armen und zwang sie so, seinen Willen zu tun.

Im Nu waren beide Gatten gefesselt und in das Innere des Wagens geschoben. Einer der Revolverschützen setzte sich ans Steuer.

Diese aufregende Szene wurde nur von den Insassen eines vorbeifahrenden Tourenwagens beobachtet. Sie hü-

teten sich jedoch davor, einzugreifen, sondern machten schnell, dass sie weiterkamen. Denn einer der Gangster brachte seine Maschinenpistole gegen sie in Anschlag und drohte, sie in Stücke zu schießen, wenn sie nicht verschwanden.

Man kann sicher sein, dass sie es nicht wagten, diesen Vorfall der Polizei zu melden, denn die Einwohner Chicagos haben eine entsetzliche Furcht vor der grausamen Rache der Gangster, die unerbittlich gegen alle vorgehen, die sie etwa zur Anzeige bringen sollten.

Perey und seine Gattin Dorothy, die nun an den Handgelenken gefesselt waren – mit Polizeihandschellen übrigens, die in Nordamerika beinahe mehr von den Verbrechern als von den Polizisten verwendet werden –, saßen nun als Gefangene in ihrem eigenen Wagen. Die düstersten Gedanken zogen durch ihre Sinne, während sie Augenblicke vorher noch die schönsten Zukunftsträume gehabt hatten.

Vor das junge Ehepaar hatten sich Moran und Drucci gesetzt.

Beide hielten eine großkalibrige Pistole in den Händen, die sie halb zwischen den Beinen verbargen.

Mit jener grausamen Kaltblütigkeit, die den Verbrechern in diesem Land zu eigen ist, hatten sie ihren Gefangenen erklärt: »Wenn Sie auch nur einen einzigen Schrei ausstoßen, der uns verrät, oder auch nur ganz leise um Hilfe rufen, dann können Sie sich darauf verlassen, dass wir Sie ohne Mitleid erschießen. An der Chaussee am

Seeufer gibt es noch genug Kalkgruben, in die immer noch ein paar Leichen hineingeworfen werden können. Der ungebrannte Kalk verschlingt seine Opfer vollständig. Alles Erkennbare wird ausgelöscht, sodass später nicht einmal die Möglichkeit besteht, einen Toten wiederzuerkennen, wenn er erst einmal ein paar Augenblicke darin gelegen hat. Wir können Sie also ungestraft töten und außerdem sämtliche Spuren der Tat verwischen.«

»Ja, aber warum denn nur?«, wollte Mister Perey wissen. »Darf man fragen, was Sie mit uns vorhaben?«

»Das werden Sie bald merken! Jetzt Ruhe! Wenn Sie wirklich am Leben hängen wollen, wissen Sie ja, wie Sie sich zu verhalten haben. Also: Ruhe! Wenn Sie schreien, dann knallen unsere Pistolen!«

Dorothy und Perry blickten sich an. Was sollten sie tun? Aus dem Gesicht dieser Elenden und ihren Drohungen konnten sie nur eines herauslesen: Sie waren sehr wohl fähig, sie zu ermorden, wenn sie sich nicht ihrem Willen unterordneten.

Sie schwiegen. Sie konnten die Freiheit verlieren, aber sie konnten sie auch wiedergewinnen. Das Leben jedoch würden sie nie wiedergewinnen.

Um ihr Leben zu retten, würden sie den Aufforderungen dieser herzlosen Banditen gehorchen, solange diese nicht ihre Ehre angreifen würden.

Inzwischen hatte das Automobil eine andere als die ursprüngliche Richtung eingeschlagen.

Sie hatten die Staatsstraße, die in einen breiten Boulevard in Chicago mündete, verlassen und waren in eine Seitenchaussee eingebogen, die sich in einem ziemlich verwahrlosten Zustand befand.

»Wohin werden sie uns schleppen?«, fragten sich Dorothy und Percy voller Unruhe.

Die beiden jungen Eheleute, deren zarter Liebestraum so roh unterbrochen worden war, vermuteten, dass sie entführt werden sollten und dass ihre Angehörigen, wenn ihnen ihre Freiheit wichtig war, ein mehr oder weniger großes Lösegeld erpressen sollten.

Damals hatte nämlich gerade das Entführen, diese neue Spezialität der Verbrecherwelt, begonnen. Von nun an widmeten sich gewisse Kreise der Verbrecher, die oft auch mit den Bootleggern identisch waren, diesem Geschäft.

Denn je bessere Aussichten das Alkoholschmuggelgeschäft bot, desto mehr Verbrecher waren nach Chicago übergesiedelt, angelockt durch die Riesengewinne, die dieses Geschäft abwarf. Mit der Zeit waren es jedoch so viele geworden, dass der Alkohol schließlich nicht mehr allen Verbrechern genügende Gewinnchancen bot. So kam es, dass sich viele Banditen nach gewinnbringenderen Arbeitstätigkeiten umsahen. Besonders beliebt waren die Entführung vermögender Leute und vor allem die Entführung von Kindern reicher Eltern. Unter den unzähligen Fällen sei nur einer erwähnt, der die ganze Welt in Aufregung versetzt hat: der Raub des Kindes des Flie-

gers Lindbergh. Über diesen Fall werden wir später noch wichtige Enthüllungen machen, die bisher noch unbekannt sind. Eine weitere Tätigkeit war das Racketertum, über das wir ebenfalls später noch sehr ausführlich berichten werden. Der Racketeer ist eine neue Sorte von Verbrecher, auf amerikanischem Boden gewachsen. Er ist eine Art Erpresser, der von Industriellen, Unternehmern usw. jeden Monat einen gewissen Beitrag erpresst. In den weitaus meisten Fällen wird dieser Beitrag auch wirklich an den Verbrecher abgeführt, da die Betroffenen sonst Gefahr laufen, dass sie eines Tages mit Dynamit in die Luft gesprengt werden könnten oder selbst unverhofft von einer gezielt abgeschossenen Banditenkugel getroffen werden.

War die Entführung des innigen Ehepaares bewerkstelligt worden, um ein großes Lösegeld herauszuholen? Oder geschah es, weil Dorothy die Schwester des Staatsanwalts MacSwiggan war? Er hatte schon bei seinen ersten Prozessen bewiesen, dass er durchaus nicht geneigt war, das Schwert der Gerechtigkeit zugunsten der Banditen zu senken. Handelte es sich infolgedessen um eine Vergeltungsmaßnahme der Gangster, einen Racheakt gegen ihn?

Würde es noch lange dauern, bis sie es erfahren würden? Die Banditen selbst hatten ihnen erklärt, dass sie ihnen in kurzer Zeit erzählen würden, warum sie diesen unerhörten Überfall verübt hätten.

Aber würden die Banditen ihre Zusage auch halten?

Unversehens stürzten sich Drucci und Moran auf ihre Opfer und pressten Perey und Dorothy einen mit Chloroform getränkten Lappen ins Gesicht. Die beiden jungen Leute verloren fast sofort das Bewusstsein, weil die Lappen außerordentlich stark getränkt waren.

Inzwischen war das Auto in die Stadt gekommen, durchfuhr aber nicht das vornehme Viertel, sondern einen seiner schmutzigsten und widrigsten Vororte.

Dieser Bezirk der großen Metropole, durch den das Auto mit unseren sechs Personen nun rollt, ist ... Chinatown, das berüchtigtste Viertel von Chicago.

Die Gassen sind schmutzig und eng. Sie sehen elend aus. Der Kot liegt fußhoch. Wenn jemand dieses Viertel durchwandert, macht er einen ungeheuren Sprung vom Westen in den Orient. Er glaubt sich in eine chinesische Stadt versetzt, denn das Gewirr der schmalen Gassen von Chinatown ist ein getreues Abbild einer asiatischen Stadt.

Das Viertel der Chinesen ist noch ärmer und ekelerregender als das der Schwarzen, über das wir bereits berichtet haben. Keine andere Stadt der Vereinigten Staaten kann ein solch elendes Viertel wie Chicago mit seiner Chinatown aufweisen.

Es gibt kleine Häuser, manche sogar transportierbar, die aus zusammengehauenen Holz aufgebaut sind, andere sind wieder aus Lehm in primitiver Weise errichtet und ohne jede Richtung und Ordnung aufgestellt. Das Material zum Häuserbau liefern die Abfälle der großen

Stadt, die Chinatown verächtlich den Rücken zukehrt wie eine Mutter einer verworfenen Tochter. So bietet sich dem Besucher die Stadt der Gelben dar.

3. Kapitel

Der sonderbare Chinese

Am äußersten Ende von Chinatown, angrenzend an das Ufer des Chicago River, der hier seine Wassermassen träge durch sein breites Flussbett wälzt, erhebt sich ein zweistöckiges, weitläufiges und sehr alt aussehendes Gebäude. An die Rückfront schließt sich ein Garten an, in dem nur noch ein paar Bäume stehen, während Blumenbeete und Sträucher schon vollkommen verschwunden sind.

Wenige Schritte hinter diesem Haus erstreckt sich eine Chaussee, zu deren Seiten hier und da ein paar Gebäude stehen, während das übrige Gelände fast nur aus Baugrundstücken besteht, die darauf hindeuten, dass die große Stadt einmal bis hierher reichen soll.

Auf dieser Chaussee kann man direkt ins Herz der großen Stadt, in den Loop, fahren.

Die Rollläden des erwähnten Gebäudes sind ständig hermetisch verschlossen.

Das Haus hat drei Türen: Eine gewährt Zugang zur Wohnung, eine andere öffnet sich zu einem geräumigen

Raum im Erdgeschoss, der als Lagerraum für allerlei Kleinigkeiten und Kinkerlitzchen dient – zum Beispiel die berühmten Halsbänder aus falschen Perlen, Zigarettenspitzen, Pfeifen, die kleinen Elefanten aus nachgemachtem Elfenbein und die vielen anderen Dinge, die uns diese gelbhäutigen Männer anzubieten pflegen. Wenn auch in europäische Kleidung gehüllt, so lässt doch deutlich erkennen, wie schlecht ihnen die aus allen möglichen alten Kleidermagazinen hervorgekramten Sachen passen. Das letzte Tor war aus Eisen geschmiedet und ließ Besucher durch eine große, schmutzig aussehende Mauer hindurch, die den ganzen Garten umgab.

Der Garten selbst bot etwa zehn bis zwölf Automobilen hinreichenden Platz zum Parken.

Vor diesem Eisentor hielt nun der Wagen, in dem die Gangster von der Nordseite die jungverheirateten Perey und Dorothy als Geiseln genommen hatten, an.

Moran steckte zwei Finger in den Mund und stieß dreimal hintereinander einen langen, schrillen Pfiff aus.

Unmittelbar darauf ging eines der fest verschlossenen Fenster auf.

Ein Mann unbestimmten Alters mit gelber Gesichtsfarbe und Schlitzaugen lehnte sich hinaus.

Er musste die gerade Angekommenen wohl gleich erkannt haben, denn er machte das Fenster sofort wieder zu. Einen Augenblick später sah man ihn mit leichten Schritten durch den Garten gehen, an das Tor herantreten, es öffnen und eine Unterhaltung mit Moran begin-

nen.

»Ist dein Chef da?«, fragte Moran ihn.

»Mister Chan-Shey entfernt sich selten von seinem Haus!«

»Sag ihm, er soll sofort herunterkommen!«

»Jawohl, Mister!«

Der Chinese drehte sich um und eilte zurück. Für George Bugs Moran, der diese Angelegenheit so schnell wie möglich beenden wollte, war er allerdings noch viel zu langsam.

Es dauerte nicht lange und der Besitzer des Hauses, Chan-Shey selbst, erschien vor den Besuchern.

»Wir bringen eine Frau und einen Mann mit, die von niemandem gesehen werden dürfen!«, setzte ihm Moran auseinander. »Ich sehe in deinem Garten ein paar Automobile. Du hast also Gäste bei dir?

Kannst du es so einrichten, dass niemand von deinen Gästen zur selben Zeit das Haus verlässt, während wir die beiden hier in dein Haus bringen, wo sie an sicherer Stelle eingesperrt werden sollen?«

»Sei unbesorgt, Moran, mein Freund, meine Gäste befinden sich derzeit nicht in der Lage, das Haus zu verlassen!«, beruhigte ihn Chan-Shey und unterstrich seine Worte mit einem leisen, ironischen Lächeln. »Kommt nur hindurch, aber so schnell wie möglich, denn ich kann ja nicht wissen, ob nicht vielleicht gerade jetzt einer meiner Kunden auf die Idee kommt, mich aufzusuchen.«

Der Chinese öffnete beide Flügel des eisernen Tores.

Schnell und geschickt lenkten die Gangster den Wagen in den Garten.

»Welch schönes Weib!«, rief Chan-Shey aus, als er einen Augenblick seine Augen auf der schönen Dorothy ruhen ließ, die immer noch unter dem Einfluss der Narkose stand und mehr einer Statue aus Elfenbein und Alabaster denn einer Frau aus Fleisch und Blut glich.

Drucci, der über große Kräfte verfügte, warf sich den bewusstlosen Mister Percy einfach über die Schulter.

Zwei andere Gangster hoben Dorothy MacSwigging hoch und trugen sie ins Haus hinein. Moran ging neben dem Chinesen her.

Dieser öffnete eine Tür, hinter der sich, hinter einem Treppenabsatz, das Geländer einer Treppe befand.

Diese Treppe führte in einen Keller.

An der Decke hing eine elektrische Birne, die das Dunkel, das auf der Kellertreppe herrschte, nur schwach durchdrang.

Die Treppenstufen waren aus Eisen, durchbrochen und bildeten ein symmetrisches Muster aus Vierecken und Kreuzen.

Mit dieser Treppe hatte es eine besondere Bewandnis: Der Besitzer des Hauses hatte sie mit einer höllischen Einrichtung versehen. Mit deren Hilfe konnte man einen elektrischen Hochspannungsstrom durch das Eisen schicken, sodass jeder, kaum dass er den Fuß darauf gesetzt hatte, bei eingeschaltetem Strom im Nu getötet wurde.

Auf diese Tatsache ist wohl auch das Verschwinden

von zwei Kriminalbeamten zurückzuführen, die eines Tages das Grundstück von Chan-Shey durchsuchten, begierig, dessen Geheimnisse zu lüften, und von denen man nie wieder etwas sah.

Aber wie schon gesagt, war der Strom zurzeit ausgeschaltet, sodass man unbesorgt die Stufen hinuntergehen konnte.

Ob der Leser wohl ahnt, was Chan-Shey in der Tiefe seines düsteren Kellers verbarg?

Einen Zoo! Wilde Raubtiere und Giftschlangen, die er in Käfigen und Behältern eingesperrt hielt.

»Es sind meine Freunde!«, sagte Chan-Shey.

Wir wollen uns nun einen kurzen Augenblick mit diesem eigentümlichen Menschen beschäftigen, den wir hier Chan-Shey nennen. Da ihm in Chicago der Boden unter den Füßen zu heiß geworden war und er befürchten musste, dass die Polizei ihn eines Tages doch noch schnappen würde, hat er die Stadt verlassen und ist nach Hollywood übergesiedelt. Wie sonderbar ist doch diese Welt! – Filmschauspieler geworden und zu einem Filmstar geworden. Kein Wunder bei einem Menschen, der in seinem gewöhnlichen Leben schon ein so ausgezeichnetes Schauspiel war. Dessen künstlerische Leistungen bewundern jetzt Tausende und Abertausende von Zuschauern in der ganzen Welt auf der Leinwand.

Seine skandalöse Geschichte ist niemals bekannt geworden. Wir kennen sie, wollen aber trotzdem nur etwas davon erzählen, um Chan-Shey – wir sagten schon, dass

er in Chicago in Wirklichkeit unter einem anderen Namen bekannt war – keinen Schaden zuzufügen. Denn es ist uns bekannt, dass er sein früheres Leben bereut und auf dem Weg ist, ein anderer, besserer Mensch zu werden. Es versteht sich, dass unsere Feder nicht dazu dienen soll, einem solchen edlen Vorsatz des Gönners von gestern und guten Schauspielers von heute Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Chan-Shey ist kein Chinese, gibt sich aber stets als solcher aus. Er stammt aus der Ehe eines Japaners aus Tokio und einer Griechin aus Saloniki. Daher kommt es auch, dass er, wie alle diese Balkanbewohner, mehrere Sprachen fließend spricht.

Seine Größe und sein Brustumfang verraten, dass er kein Mongole ist. Er ist ein starker Mann, und sein Bizeps scheint aus Stahl zu sein. Wenn er lächelt, sieht man durch seine halb geöffneten Lippen zwei Zahnreihen, die an das Gebiss eines Wolfes erinnern.

Dabei blicken seine Augen verschlagen und forschend auf jeden, mit dem er sich unterhält. Und er lächelt immer! Das ist eine List, ein Hinterhalt, den er anderen legt. In seiner Mischlingsnatur vereint Chan-Shey die Verschlagenheit Asiens und die Raffinesse des Balkans. Damit soll gesagt sein, dass er der hinterlistigste Mensch ist, den man sich vorstellen kann, ein Mann, vor dem man sich in Acht nehmen muss.

Die Gesellschaft seiner wilden Tiere schien Chan-Shey angenehmer zu sein als die der Menschen.

Er betrachtete ein Hyänenpaar, ein Pantherweibchen und einen Fuchs. In einem anderen Käfig saßen zwei Schimpansen mit gravitatischer, würdevoller Zurückhaltung – diese Karikaturen des Menschengeschlechtes.

Aber da war noch etwas: Im Hintergrund, an der Wand, stand ein Käfig, in dem zwei Klapperschlangen von außerordentlicher Größe lagen. Sie konnten durch ihre Zähne jenes grauenhafte Gift verspritzen, gegen das bisher noch kein Mittel gefunden wurde.

Ob es wohl stimmte, dass die wilden Tiere von Chan-Shey schon mehr als einmal Menschenfleisch gefressen hatten?

Wir wollen es weder bestreiten noch mit zu großer Bestimmtheit behaupten, denn wir erinnern daran, dass dicht am Haus von Chan-Shey ein Fluss vorbeiströmt. Man kann ihm unbesorgt eine Leiche anvertrauen, denn er wird sie an einer ganz anderen Stelle wieder ausspülen.

Als die Gangster die beiden Giftschlangen erblickten, bekamen sie einen leichten Schreck.

Chan-Shey, der das bemerkte, lächelte freundlich.

»Habt keine Angst vor meinen lieben Schlangen!«, meinte er. »Es sind so gute Tierchen, und es hat mich viel Arbeit gekostet, sie zu zähmen. Jetzt gehorchen sie mir aber wie die Lämmer.«

Chan-Shey pfiff auf eine eigenartige Art und Weise.

Sofort richteten die zusammengeringelten Reptilien den Kopf auf und spähten mit ihren grünen Augen in

den abgeplatteten Köpfen in die Richtung, aus der sie ihren Herrn und Bändiger vermuteten.

Der Chinese begrüßte die beiden Schlangen so freundlich, wie andere ihre Hunde.

Dann zog er einen Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn in das Schloss des Schlangenkäfigs und steckte unbesorgt den Arm hinein. Dabei pfiff er ununterbrochen die Melodie eines jener seltsamen Gesänge afrikanischer Schlangenbeschwörer, mit denen diese versuchen, die Grausamkeit der treulosen Reptilien einzuschläfern.

Solange er die Melodie pfiff, griffen ihn die Schlangen nicht an und versuchten auch nicht, aus dem Käfig herauszukriechen. Der Chinese suchte mit der Hand nach einer bestimmten Stelle am Boden des Käfigs.

Als er diese Stelle gefunden hatte, drückte er sich mit der ganzen Fläche der rechten Hand darauf stützend fest nach unten.

Kaum hatte er das getan, begann sich der Käfig langsam von der Wand fortzubewegen.

Chan-Shey griff selbst noch in die Maschen des Käfigs, um das Fortrollen zu beschleunigen. Es dauerte nicht lange, und ein großer Raum zwischen Wand und Käfig war frei geworden.

An der Stelle, wo der Schlangenkäfig gestanden hatte, war am Fußboden eine eiserne Klappe sichtbar, die wie eine Falltür aussah.

Chan-Shey hob sie hoch und die verwunderten Besucher konnten sehen, dass darunter eine zweite Treppe

aus Stein war.

Das Haus hatte also nicht nur einen Keller, sondern darunter sogar noch eine zweite Kelleranlage.

»Hier unten werden sie wohl gut aufgehoben sein!«, meinte Chan-Shey mit einem ihn schrecklich entstellenden Lächeln und deutete auf die Bewusstlosen.

Hier brannte auch eine elektrische Lampe, die mit mattem Schein die Treppe beleuchtete. Sie war so geschickt und raffiniert unter dem Schlangenkäfig verborgen, dass sie selbst dann nicht zu finden gewesen wäre, wenn man den Keller bis in den letzten Winkel durchsucht hätte.

Chan-Shey verstand es meisterhaft, die Geheimnisse und Mysterien seines Hauses zu verschleiern.

Die steinerne Treppe mit genau 25 Stufen führte auf eine Galerie aus Granit, deren Konstruktion sich grundlegend von der des Hauses oben unterschied.

Diese eigenartige Anlage erfordert eine Erklärung. Das Haus von Chan-Shey, das verhältnismäßig neu war, erhob sich auf den Ruinen einer alten Abtei, die an dieser Stelle zu einer Zeit errichtet worden war, als Chicago noch ein kleines, unbedeutendes Dörfchen war. Denn jeder weiß, dass Chicago erst in der neueren Zeit mit Riesengeschwindigkeit zu der großen Stadt geworden ist, die es heute ist.

Der Vater von Chan-Shey, ein geheimnisvoller Mann mit außerordentlich großem kaufmännischem Talent, ließ dieses Haus nur von chinesischen Arbeitern und nur unter seiner eigenen Aufsicht erbauen.

Diese Charaktereigenschaften hatte Chan-Shey geerbt. Er öffnete die Tür zu einem Raum, der früher eine Züchtigungszelle der alten Abtei gewesen war. Dort wurden die Mönche eingesperrt, wenn sie gegen die strengen Klostervorschriften verstoßen hatten.

In dieser Zelle, deren Feuchtigkeit durch das Überziehen der Granitwände mit einer Schicht Portlandzement beseitigt worden war, sah man an der Wand zwei herunterklappbare Bettstellen, wie auf einem Schiff.

Ein Tisch und zwei wacklige Stühle vervollständigten die einfache Ausstattung dieses Gefängnisses, denn ein Gefängnis war es, daran brauchte man nicht zu zweifeln. Diese Zelle war auch nicht die einzige in der unterirdischen Anlage und Percy und Dorothy waren nicht die Einzigen, die hier unten schmachten mussten, ohne das zu haben, was den Menschen am meisten bedeutet: Freiheit und Sonnenlicht.

Wir wollen noch schildern, wie diese ganze Anlage aussah. Wo endete diese lange Galerie, die im Inneren der Erde geschaffen worden war? Wenn man den ganzen Gang entlangging, stand man bald vor einer starken eisernen Tür, deren dicke Metallplatten durch kräftige Nieten zusammengehalten wurden. Die Tür sah aus wie ein Schleusentor. Sie passte genau in den Türrahmen und ließ keine Ritze frei.

Die an der Innenseite angebrachten Türangeln waren aus armdickem Eisen und das Schloss war so stark, dass es nur durch eine große Ladung Dynamit hätte aufge-

sprengt werden können.

Und wohin führte diese Schleusentür, die aussah, als sollte sie den stürmischen Andrang von Wasserfluten zurückhalten?

Unmittelbar in den schnell fließenden Chicago River hinein! Nur wenig unter der Türschwelle lag die Sohle des Flussbettes.

Die alten Zisterziensermönche, die in vergangenen Jahrhunderten damit begannen, das englische Amerika zu besiedeln, hatten die Abtei mit kolossalen Grundmauern aus Zement versehen.

Dieses Fundament war so stark, solide und widerstandsfähig, dass es in den ganzen Jahrhunderten weder von der ewigen Feuchtigkeit noch von dem Strom des Flusses unterspült werden konnte.

Aber benutzte Chan-Shey diese Schleusentür überhaupt? Sie schien sehr gut instandgehalten zu sein.

Jawohl! Der Leser möge nun davon Kenntnis nehmen, dass in vielen Kreisen von Chicago, und zwar nicht gerade in den niedrigsten, sondern vor allem in den besten, das Haus von Chan-Shey »Der Palast des Opiums« genannt wurde. Das Haus des Chinesen war nichts weiter als ein Lager von Rauschgiften, jenen gefährlichen, aus dem Orient stammenden Betäubungsmitteln. Es war das größte dieser Art, das man in den Staaten finden konnte.

Chan-Shey lagerte in seinem Haus Opium, Morphium, Kokain, Heroin und vieles andere mehr. Um es zu vertreiben und unter seine Kunden zu verteilen, bediente er

sich der genialsten Mittel und kümmerte sich dabei einen Pfifferling um die strengen Paragraphen des amerikanischen Strafgesetzbuchs, die hohe Strafen für diejenigen androhen, die auf diese Weise die öffentliche Gesundheit untergraben.

Und diese gefährliche Schmuggelware aus den fernen Ländern des Ostens, aus denen Chan-Shey stammte, wurde auf diesem unterirdischen Weg in sein Haus geschafft.

4. Kapitel

Die Opiumhöhle

In düsteren oder stürmischen Nächten, die für diesen Zweck bevorzugt gewählt wurden, weil dann die Überwachung des Flusses bedeutend erschwert war, fuhren große Barkassen den Strom hinauf, deren Last aus wasserdicht verpackten Ballen bestand.

Auf jeder Barkasse waren etwa vier oder fünf Mann Besatzung. Wenn die Boote das Haus von Chan-Shey erreicht hatten, machten sie dort fest, um ihre gefährliche Ware abzuladen. Einer der Leute stieg in einen Taucheranzug und ließ sich in den Fluss hinunter.

Seine Kameraden reichten ihm die Ballen zu, in denen sich, wie wir vorhin beschrieben haben, immer nur solche Drogen befanden, deren Gewicht man, obwohl der

Inhalt Gift ist, mit Gold aufwiegt; aber der dem Laster Verfallene zahlt jeden geforderten Preis für diese Rauschgifte.

Chan-Shey, unterstützt von einem oder zwei seiner vertrauenswürdigsten Diener, wartete hinter der Schleusentür auf das Durchreichen der Ballen. Wenn die Tür auch nur ein wenig geöffnet wurde, drang selbstverständlich sofort Wasser hinein, doch darum machte sich Chan-Shey wenig Sorgen, denn er hatte in diesen Kellerräumen selbsttätige Pumpen installiert, die ähnlich wie die auf großen Schiffen arbeiteten und das Wasser sofort wieder aus dem Raum saugten.

Neben den zuvor beschriebenen unterirdischen Zellen gab es noch drei oder vier große Räume, deren Gewölbe aus Stein von dicken Säulen aus Granit gestützt wurde. Diese Hallen lagen etwas höher und waren deshalb vor Überschwemmung sicher.

In diesen geräumigen Sälen lagerte Chan-Shey die verbotene Ware, die ihm die von der Nordseite von Chicago beherrschende Bande der Bootleger lieferte.

Wie wir bereits an anderer Stelle gesagt haben, lehnte Capone es stets ab, aus dem Handel mit Rauschgift Gewinne zu erzielen.

»Ich will meine Nächsten nicht vergiften!«, pflegte er allen, die an ihn mit dem Angebot herantraten, sich doch auch an diesem Geschäft zu beteiligen, kurz und bündig zu antworten.

»Ich verkaufe Weine und Liköre, die niemandem scha-

den, wenn man sie mit Maß genießt. Aber Gifte zu vertreiben, von denen ich weiß, dass sie den Tod oder den Wahnsinn herbeiführen, nein, das mache ich nicht!«

Das ist fast wörtlich das, was Al Capone vor einiger Zeit dem bekannten französischen Journalisten Geo London in einem Interview erklärte.

Aber glaubt der Leser, dass solche Skrupel bei Dion O'Banion vorhanden waren?

Nein, der Mann war gewissenlos. Ein großer Teil des Riesenvermögens, das der habgierige Ire zusammenraffte, stammt daher, dass er und seine Komplizen sich nicht nur dem Alkoholschmuggel, sondern auch dem Schmuggel mit Rauschgiften widmeten. Es ist müßig zu behaupten, dass sie dabei nicht mehr verdienten.

Die schnellen Schiffe der North Side-Bande brachten nicht nur Kisten und Tonnen voll Alkohol, sondern auch Ladungen von Rauschgiften, nach denen die von der verheerenden Leidenschaft Befallenen so großes Verlangen haben. Diese Rauschgifte wurden dann, wenn sie erst einmal sicher über den Michigansee gekommen waren, auf die zuvor geschilderte Weise in das Haus von Chan-Shey gebracht.

Vor der Öffentlichkeit widmete sich Chan-Shey zwei Geschäftszweigen, die das Gesetz nicht berührten.

Der eine war der Großhandel mit Bijouterien, den er von seinem Vater geerbt hatte. Er belieferte die Chinesen mit den Halsbändern – Halsbandchinesen nennt der Volksmund diese Hausierer, die ihre Ware mitten auf der

Straße anbieten.

Diese Halsbandchinesen handelten jedoch nicht nur mit unechten Perlen. In den Koffern, in denen sie ihre Ware transportierten, befanden sich auch kleine Päckchen mit Kokain, für das man in den Vereinigten Staaten anderthalb Dollar pro Gramm zahlt.

Also traten auch diese bekannten Halsbandchinesen als Rauschgifthändler auf. Aber damit nicht genug: Sie galten auch als Vertraute der Gangster und viele von ihnen beschäftigten sich mit dem einträglichen Geschäft des Einbruchs.

Bei all diesen Tätigkeiten blieben ihre Gesichter maskenhaft verschlossen, ohne dass sich auch nur ein einziger Muskel rührte.

Mit dem Bijouterie-Großhandel und der dazugehörigen Kleinarbeit beschäftigte sich Chan-Shey natürlich nicht, das besorgte ein alter Onkel von ihm. Er war einer der schlauesten Männer, die jemals in dem von ewigen Bürgerkriegen zerrütteten Land geboren wurden, das früher einmal das Reich der Mitte hieß.

Von den beiden Geschäftszweigen, die Chan-Shey vor aller Öffentlichkeit betrieb, widmete er sich persönlich nur dem zweiten.

Bei allen, die ihn deswegen aufsuchten, war Chan-Shey als Meister der Wahrsagekunst berühmt!

Nach dem, was seine Besucher erzählten, war niemand so geschickt wie er darin, die Zukunft zu erforschen.

Sie berichteten, dass er ein hervorragender Magier sei,

der die Künste der Schwarzen Magie beherrsche. Außerdem sei Chan-Shey ein besonders begabter Spiritist, der es wie kein anderer verstehe, die Geister mit seinen Beschwörungen herbeizuzitieren. Diese machten ihm dann die aufsehenerregendsten Enthüllungen.

Als Medium diente ihm ein wunderhübsches chinesisches Mädchen, eine wahre Lotosblüte, von typischer asiatischer Schönheit, die etwa achtzehn bis neunzehn Jahre alt sein mochte.

Wenn man diese hervorragenden Sehergaben und seine Fähigkeiten als Spiritist berücksichtigt, ist es da noch verwunderlich, dass die feinsten Leute, Multimillionäre und Damen der besten Gesellschaft in sein Haus strömten?

Die Räume, die Chan-Shey für diese Zwecke bestimmt hatte, waren luxuriös möbliert und wunderschön dekoriert. Sie lagen im Mittelpunkt des Hauses. Im Erdgeschoss befanden sich besonders große Salons, in denen die bequemen Liegesofas des Ostens, Vasen, Schalen und Gefäße mit den herrlichsten Blumen standen.

Chan-Shey ließ ein chinesisches Orchester auftreten. Chinesische Tänzerinnen wiegten sich vor den Besuchern in rhythmischen Bewegungen.

Die Narghilea wurde von Hand zu Hand gereicht, denn schließlich hatten seine Kunden dem Hans von Chan-Shey nicht umsonst den Beinamen »Palast des Opiums« gegeben. Dort wurde in der Tat Opium geraucht! Jeder, der wollte, konnte Opium bekommen und sich durch

dieses Gift allmählich verdummen lassen. Wer Morphinum gespritzt haben wollte, wurde ebenso damit versorgt wie derjenige, der Kokain schnupfen wollte – kurz und gut, für jeden gab es etwas.

Wir brauchen also nicht erst lange auszuführen, dass Chan-Shey von seinen Besuchern nicht gerade sehr oft nach der Zukunft gefragt wurde, sondern dass deren Wünsche wesentlich andere waren!

Selten gab es unter diesen Unglücklichen einen, der so viel Energie besessen hätte, um sich von diesem furchtbaren Laster zu befreien. Die meisten wurden von Siechtum des Körpers, von frühzeitiger Paralyse oder Wahnsinn in einen raschen Tod gequält und dahingerafft.

Um einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen: Chan-Shey konnte ebenso gut wahrsagen wie ein Elefant Klavier spielen.

Seine Sehergaben waren ausgefuchster Schwindel. Die einzigen überirdischen Erscheinungen, die die Kunden erblickten, waren solche, die aus dem Gift des Opiums und Kokains herrührten.

Seine spiritistischen Sitzungen waren fauler Zauber. Aber diesen ganzen Schwindel musste Chan-Shey natürlich inszenieren, um sein verbotenes Geschäft zu verschleiern und die Polizei an der Nase herumzuführen.

Allerdings verstand Chan-Shey etwas von okkulten Wissenschaften, er hatte auch eine gewisse Ahnung von spiritistischen Praktiken und war vor allem ein vorzüglicher Taschenspieler, der alle Tricks der Illusionisten

kannte, sodass man ihn beinahe einen zweiten Bellachini nennen konnte. Eines Tages erschien ein Kriminalkommissar mit mehreren Beamten in seinem Haus, um bestimmte Untersuchungen auf seinem Grundstück vorzunehmen. Während der ganzen Durchsuchung ließ er geheimnisvolle Geräusche ertönen und die Männer schreckliche Erscheinungen und furchtbare Visionen erblicken. Den einfachen Männern, die keine Ahnung von solchen Dingen hatten, lief bald eine Gänsehaut über den Rücken und sie waren froh, als sie das Haus des Magiers bald verlassen konnten. Sie schworen sich, nie wieder den Fuß über seine Schwelle zu setzen.

»Dank meiner Schlauheit«, sagte Chan-Shey, »wird mein Haus der Polizei keinen Angriffspunkt bieten!«

Nun wollen wir eine der täglich im Haus des Chinesen stattfindenden Versammlungen schildern.

Zunächst sei angemerkt, dass es für Fremde unmöglich ist, überhaupt in die verschwiegenen Räume im Inneren des Hauses zu gelangen.

Wenn sich jemand in gutem Glauben an den Magier wandte und nach dem Seher fragte, wurde er in einem kleinen Büro im Erdgeschoss von Chan-Shey persönlich empfangen. Für gewöhnlich knöpfte er solchen Dummköpfen für das Stellen eines Horoskops die nicht gerade kleine Summe von fünfzig Dollar ab.

Um jedoch in die Zimmer zu gelangen, in denen die Gifte verabreicht wurden, musste der Betreffende Chan-Shey absolutes Vertrauen einflößen oder – noch besser –

von einem alten Kunden eingeführt werden, der voll und ganz für die Person des Neulings einzustehen hatte. Vor allem musste er eine bekannte Persönlichkeit aus der Stadt sein.

Chan-Shey empfängt seine Besucher am Nachmittag und Abend in einem geräumigen Salon, in dem zwei riesige Bücherschränke stehen, die beinahe zwei ganze Wände des Zimmers in Anspruch nehmen.

Diese Bücherschränke sind tatsächlich richtige Bücherschränke. Man kann die Glastüren öffnen und die auf den Brettern aufgestellten Bücher herausnehmen.

Es scheint also, als hätten diese schweren Eichenmöbel mit dem soliden Bronzebeschlag keine besondere Bewandtnis.

Doch der Schein trügt! Diese Bücherschränke haben eine doppelte Rückwand. Wenn man auf einen geschickt verborgenen Knopf drückt, schwenken sie von der Wand ab, sodass man ihre Rückseite sehen kann. Dort befinden sich ebenfalls Regale, auf denen sich anstelle von Büchern die langen Pfeifen zum Opiumrauchen, kleine Packungen mit Kokain, Morphiumlösungen und die dazugehörigen Spritzen, türkischer Tabak, feinste Liköre, Haschisch, Absinth und vieles andere mehr befinden.

Alles, was der dem Laster Verfallene braucht, um in sein künstliches Paradies einzutauchen, findet er dort.

An diesen Raum schließt sich ein anderes Zimmer an, dessen Tür offen steht. Die Tapeten an den Wänden sind mit schwarzen Tüchern verhangen, in den Ecken stehen

Skelette aus Elfenbein und in der Mitte befindet sich ein großer runder Tisch. Um diesen herum stehen Stühle, auf denen die Spiritisten Platz nehmen, um die sogenannte magnetische Kette bilden zu können.

Dieser Raum ist ständig in einem geheimnisvollen Halbdunkel gehalten. Das einzige Licht, das er empfängt, quillt aus den Augenhöhlen der Skelette in den Ecken.

Die Augäpfel wurden nämlich durch grüne Kristalle ersetzt und im Schädel brennt eine elektrische Birne, deren Licht durch diese Kristalle strömt und das Zimmer etwas erleuchtet.

Eine solche düstere Dekoration kann selbst einem beherzten Detektiv Angst machen.

Wenn jemand dieses Zimmer erblicken würde, müsste er nicht wirklich glauben, dass Chan-Shey nichts weiter sei als ein Wahrsager, der sich ausschließlich mit der Pflege okkultur Wissenschaften beschäftigt, um die Zukunft zu erforschen und die Geister zu befragen?

Unten, hinter der Tür, die Einlass in das Haus des Chinesen gewährt, steht immer ein Pförtner auf Wache.

Sollte etwa die Polizei oder eine sonstige verdächtige Person kommen, braucht der Pförtner nur auf einen Knopf zu drücken, um das Alarmsignal in den Räumen ertönen zu lassen, in denen sich die Rauschgiftsüchtigen ihrer bevorzugten Droge hingeben.

In diesem Fall würde im großen Salon, in dem die Giftschränke stehen, sofort ein Schellenwerk ertönen, das wie die Glocke der auf dem Kamin stehenden Uhr klingt.

In dem Augenblick, in dem dieses Geklingel ertönt, werden die Schränke wieder an die Wand geschwenkt und sehen dann wieder aus wie gewöhnliche Bibliotheksmöbel, für die sie sonst auch gehalten werden müssen.

Alles ist mit mathematischer Genauigkeit berechnet. Der »Palast des Opiums« ist wie das Werk einer feinen Uhr, in der kein Rädchen existiert, das nicht seinen bestimmten Zweck zu erfüllen hätte und das nicht sorgfältig in das ganze Räderwerk eingreifen würde.

Wozu diese Opiumhöhle dienen sollte, erfahren Sie im nächsten Heft Nr. 34:

Erpressung